

Reiner Stephany

## Erinnerungen an die Klinische Seelsorgeausbildung im Rahmen der Seelsorgebewegung in der Evangelischen Kirche von Westfalen <sup>1</sup>

### Zu Anfang

Was haben Psychologie und Theologie miteinander zu tun? Sind sie nicht einander ausschließende Alternativen? War Sigmund Freud nicht der Ansicht, Animismus und Religion hätten inzwischen der Wissenschaft das Feld geräumt? Karl Barth benötigte keine Psychologie, um den Gefangenen die Freiheit zu verkündigen....

Solche Einwände standen der beginnenden Seelsorgebewegung entgegen. Schon damals hat sich der Psychotherapeut und westfälische Pfarrer Dr. Fischer für die Einbeziehung der Psychologie in die Seelsorge stark gemacht. Er gehört zu den Teilnehmern des in den 50-er Jahren gegründeten **Arbeitskreises „Arzt und Seelsorger“**, der sich in den Ev. Akademien Rheinland und Westfalen damals zunächst in Haus Hemer traf. Hier begegneten Ärzte und Pfarrer einander und kamen ins Gespräch über Naturwissenschaft und Theologie, Psychologie und Seelsorge.<sup>2</sup> Diese Ansätze wurden in der Ev. Akademie Iserlohn fortgesetzt, um zu einem fruchtbaren Miteinander zu kommen.<sup>3</sup> Vor allem das Pastoralkolleg der EKvW in Villigst hat wesentlich dazu beigetragen, dass sich Seelsorge und Beratung weiter qualifizierten, differenzierten und immer größeren Kreisen zugänglich gemacht wurden, wie die Jahresprogramme dokumentieren.

Im Folgenden soll der Schwerpunkt auf den Bereich gelegt werden, der dem Verfasser als Krankenhauspfarrer und Kursleiter (DGfP) aus eigenem Erleben zugänglich war:

Die Klinische Seelsorgeausbildung als Teil der Seelsorgebewegung in der EKvW.<sup>4</sup>

### Ab 1970

Die Seelsorgebewegung hat ihre Wurzeln in Amerika und Holland und kam von dort ab 1970 in die Bundesrepublik Deutschland. Nur am Rande sei erwähnt, dass sie von dort aus auch – unter starkem Engagement des westfälischen Pfarrers Reinhard Miethner - Pfarrerinnen und Pfarrern in der damaligen DDR vermittelt wurde.

Die EKvW war von Anfang an – im Gegensatz zu anderen Landeskirchen – dabei.

### Zentren der Seelsorgebewegung und Klinischen Seelsorgeausbildung in Westfalen

Angeregt von **Erfahrungen in der Krankenhauseelsorge in Amerika**, berichteten ab etwa 1970 einige heimkehrende Pfarrer über ihre dortige Seelsorge. Sie bestand in den Kliniken aus Praxis an den Krankenbetten, die von Vorlesungen und Seminaren begleitet war und sich „Clinical Pastoral Training

---

1 Der Beitrag aus dem Jahr 2015 erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit.

2 Darauf machte Reinhard Miethner 1983 bei seinem Abschiedsvortrag in Haus Villigst aufmerksam.

3 Ich arbeitete als Nachfolger von Landeskirchenrätin Schibilsky in diesem Arbeitskreis z. B. mit an der Entscheidungsempfehlung über die Organtransplantation (und Flyer) mit. Diese fand Eingang in die Beschlüsse der Landessynode der EKvW von 1994, s. Materialien für den Dienst in der EKvW.

Transplantation: Spenden und Empfangen (Reihe B, Heft 10), Bielefeld 1995.

4 Vf. hatte 1981 vom Gemeindepfarramt in Frankenberg (Eder) in die EKvW auf eine Pfarrstelle des Kirchenkreises Hamm für Seelsorge am Ev. Krankenhaus Hamm gewechselt und bereits 1975 einen Zwölf-Wochen-Kurs (KSA) bei Dr. Hans-Christoph Piper in Hannover absolviert.

(CPT)“ nannte. Sie waren dort in relativ kurzer Zeit geschult worden, Ergebnisse der Psychologie in die Seelsorge einzubringen:

Unter gleichzeitiger Seelsorge in einem Krankenhaus lernten Pfarrerinnen und Pfarrer in Anwendung der von Carl Rogers beschriebenen Gesprächsführung, in einfühlichem Zuhören den Patienten zu vertieftem Verständnis ihrer Situation und Person den Zugang zum Grund des Vertrauens und Glaubens wiederfinden zu lassen. Auf diesem Boden „in der Tiefe“ („truost“, mhd.), konnten sie „Trost“ finden und Anlass zu neuem Vertrauen („trust“, engl.). Nicht die Verkündigung, sondern dieser im Gespräch mit dem seelsorgerlichen Gegenüber in Gang kommende Prozess sollte zu neuem Glaubens- und Lebensmut führen.

Diese Art von Seelsorge (pastoral care) wurde im Folgenden unter „Pastoralpsychologie“ verstanden.

Einige hatten sich dann weiter ausbilden lassen, dass sie selber solche Begleiter (Supervisoren) auch bei Kolleginnen und Kollegen sein konnten: der Begriff „Supervisor“ geisterte umher.

Diese Pfarrer propagierten nun diese neue und andere Art der Seelsorge und gründeten Zentren, die sich netzartig über Deutschland verteilten.

In Westfalen waren es die Zentren: **Bethel und Dortmund-Aplerbeck / Villigst, sowie das Predigerseminar**, die ich 1981 bei meinem Umzug in die EKvW bereits vorfand.

1) Weil 1972 in Bethel das **bundesweite Seelsorgeinstitut der Ev. Kirche in Deutschland** gegründet wurde, müssen wir hier beginnen. Die EKvW stellte die Betheler Krankenhäuser als Praktikumsplätze und ein Haus für Unterkunft und Schulung zur Verfügung. Sie erreichte gleichzeitig, dass immer mindestens zwei Plätze in den Kursen für westfälische Teilnehmer reserviert waren. Die Leitung bekam Pfarrer Dr. Dietrich Stollberg, der in Chicago diese Art von Seelsorge kennengelernt hatte. Die Ausbildungsstätte erhielt Zulauf aus ganz Deutschland und erwarb einen guten Ruf. Sie galt aber auch als besonders streng, da es den Teilnehmern nicht erlaubt wurde, an „freien“ Wochenenden der Sechs- bzw. sogar 12-Wochen-Kurse nach Hause zu fahren. Die Kommunikation der Einzelnen in Arbeit und Freizeit sowie der Gruppenprozess in den Sitzungen waren nämlich Teil der Ausbildung, in der Person und Rolle beobachtet und bearbeitet wurden.

2) Ein erstes **westfälisches** Zentrum für die Klinische Seelsorgeausbildung gründete Pfarrer Reinhard Miethner ebenfalls 1972 an dem von ihm betreuten Westfälischen Landeskrankenhaus in **Dortmund-Aplerbeck**. Hier waren auch die Praktikumsplätze. Als Inhaber einer damals vom Landschaftsverband für Westfalen-Lippe (LWL) dotierten Pfarrstelle genoss er eine gewisse Unabhängigkeit, die er zu nutzen verstand. Er band diese Arbeit bald an das **Pastoralkolleg der EKvW** an, in welchem er Sitz und Stimme hatte und brachte die Teilnehmer in Villigst unter. Die seminarähnlichen Sitzungen hielt er teils in Dortmund, teils in Villigst ab.

Die Arbeit in einer Psychiatrie machte manchem Seelsorger Angst. Dagegen war Miethners zugewandt-freundliche (und auch väterliche) Ausstrahlung so vertrauenerweckend, dass man sich vom Aufnahmegespräch an getragen fühlen konnte. Auch waren die Wochenendregelung nicht so streng, da der gemeinsame Gottesdienst bereits freitags besucht wurde – und nicht wie in Bethel: sonntags.

Miethner brachte Erfahrungen aus dem **holländischen Modell** der KSA mit.<sup>5</sup> Seine Praxis der Supervision hat er später schriftlich vorgestellt.<sup>6</sup> Es enthält einerseits die einfühlsame Klienten-zentrierte

---

5 W. Zijlstra, Seelsorge-Training, München 1971.

6 Herman Andriessen, Reinhard Miethner, Praxis der Supervision. Beispiel: Pastorale Supervision, Frankfurt 1985.- Als am Pastoralkolleg in Villigst die Stelle des Leiters neu besetzt werden musste,

Gesprächsführung nach Heije Faber / van der Schoot, gleichzeitig aber auch stärker geistliche Erfahrungen aus der katholischen Klostertradition, die Herman Andriessen verkörperte.<sup>7</sup>

Zwar ähnelten sich das amerikanische und holländische Konzept in wesentlichen Bereichen. Aber z. B. das Element der Konfrontation in der Gesprächsführung (und im Auftreten) entsprach nicht dem in Europa eher üblichen kultivierteren Umgangsstil. Es führte zu Irritationen und harten Auseinandersetzungen und stand gelegentlich in Spannung zur vielgerühmten Akzeptation...

Unterstützung erfuhr Miethner in Dortmund ab 1983 durch seinen Kollegen und späteren Nachfolger Dr. Hermann Eberhardt. Auch dieser hatte wie ich fast gleichzeitig das holländische Modell bei Pfarrer Dr. Hans-Christoph Piper in Hannover (s. u.) kennen gelernt. Jahre später legte er den Entwurf einer Seelsorge-Praxis-Theologie vor.<sup>8</sup>

Als die Teilnehmerzahlen stiegen, konnte das **Pastoralkolleg der EKvW** schon 1975 eine eigene Pfarrstelle für die Seelsorgeausbildung errichten und den Hammer Klinikpfarrer Johannes Wellmer zum Leiter der Seelsorgeausbildung mit Praktikumsplatz (meistens am Ev. Krankenhaus Schwerte) und Predigtamt in Dortmund –Aplerbeck berufen.<sup>9</sup> Er wurde in den ersten Jahren von den Supervisorinnen Ilse Ernst (GemeindepfarrerIn in Unna) und Bouke von Waldhausen (KrankenhauspfarrerIn in Bielefeld), unterstützt. Letztere luden öfter nach Freudenberg ein. Langjährige Co-Supervisorin wurde seine ehemalige Kursteilnehmerin Annette Alberts, die aus dem Bereich der Kindertagesstätten stammte.<sup>10</sup> Nach dem Ausscheiden von Reinhard Miethner und Dr. Hermann Eberhardt gesellten sich die Dortmunder KrankenhauspfarrerInnen Barbara Wiemann und Dierk Lampe hinzu. Das Pastoralkolleg dehnte sein Seelsorge-Angebot durch Veranstaltungen verschiedenster Art immer weiter aus. Ein Blick in die Jahresprogramme dokumentiert, dass es zur treibenden Kraft der Seelsorgebewegung wurde. Die Vielfalt der Themen gibt einen Einblick in die Breite der geführten Diskussion. Neben der Seelsorge nahm auch die berufsbegleitende Beratung (Supervision) immer mehr Raum ein. Hier fanden Annette Alberts und später dazu noch Burgunde Materla<sup>11</sup> ihre Einsatz-Schwerpunkte.

Die mit zwei Schwerpunkten in Westfalen geförderte Klinische Seelsorgeausbildung organisierte sich in Deutschland interessanterweise nicht an Praktisch Theologischen Lehrstühlen der Universitäten, sondern schuf sich selber gleich 1972 ihre **Deutsche Gesellschaft für Pastoralpsychologie (DGfP)**. Aus ihr sollten freilich in der Folgezeit mehrere Theologieprofessoren hervorgehen.<sup>12</sup>

In der DGfP waren die Vertreter der amerikanischen und holländischen Richtung vertreten. Zu ausländischen Fachverbänden hielt sie Kontakt. Sie richtete entsprechend den psychologischen Richtungen

---

entschied sich der Rat der Landeskirche für einen Kandidat von außen, den Superintendenten Berthold, der durch seine regelmäßige Mitarbeit im Ausschuss der Landessynode für die Aus- und Weiterbildung bekannter war. Daraufhin verließ Miethner Westfalen und übernahm die Leitung des entsprechenden renommierten Instituts in Frankfurt/M.

7 H. Faber, E. van der Schoot, Praktikum des seelsorgerlichen Gesprächs, Göttingen 1968.

8 Hermann Eberhardt, Praktische Seel-Sorge-Theologie, Bielefeld 1990.

9 Die Landeskirche hatte ihn aufgrund seiner Praxis als Gemeinde- und Klinikpfarrer Ulrich Wirth vorgezogen, der zwar ebenfalls in der Supervisorenausbildung stand, aber nur Klinik- und nicht Gemeindepfarrer war. Dieser wurde dann Seelsorgedozent am Predigerseminar in Soest und nach Ablauf seines Vertrages Leiter der Telefonseelsorge in Dortmund.

10 Sie erwarb im Laufe der folgenden Jahre Qualifikationen als Körpertherapeutin, Gemeindeberaterin, später auch der Supervisorin (DGSV) und erkämpfte sich eine Sonderanerkennung unterhalb der Supervisorin bei der DGfP.

11 Sie kam aus der Sozialarbeit und war Supervisorin (DGSV).

12 Z. B.: Dietrich Stollberg, Marburg; Hans-Christoph Piper, (Göttingen); Michael Klessmann (Wuppertal).

verschiedene Sektionen ein, entwickelte ihr Ausbildungscurriculum kontinuierlich fort und überwachte dessen Ausführung sowie die Leitung der Kurse durch die Verpflichtung zur Begleitsupervision und auch Visitationen. In einem eigenen Organ, die sie „Wege zum Menschen“ nannte, gab sie Einblick in ihre Arbeit und bot eine Plattform für Fachartikel und Fachdiskussionen.

Diese Unabhängigkeit gegenüber Universitäten und Landeskirchen war bei gleichzeitiger Fachkompetenz eine große Stärke.

Als Deutschland 1989 wieder vereinigt wurde, verhalf sie auch den Kolleginnen und Kollegen aus den neuen Bundesländern zur Mitgliedschaft. Diese waren in den meisten Fällen ja bereits schon vorher vom Westen aus so nach und nach unter erschwerten Bedingungen geschult worden.

Die DGfP gestattet mir nach meiner offiziellen Zulassung zur Supervisionsausbildung, ab 1986 zwei Kurse als Co-Supervisor in Treysa und Villigst und ab 1990 **eigene stets sechswöchige KSA-Kurse am Ev. Krankenhaus in Hamm** zu leiten. Auf diese Art wurde ich nach einigen Jahren Kursleiter (DGfP) und erwarb im Ruhestand unter Fortführung von Kursen in Villigst/Aplerbeck und Cosupervision in Hannover (Kräft) und Frankfurt (Mai) die Qualifikation eines Lehrsupervisors (DGfP). In Villigst und Dortmund wurden später fraktionierte Kurse von verschiedener Länge bzw. Aufteilung angeboten, was die Teilnehmerzahl steigerte.

Die Fachaufsicht war durch die Begleitsupervisionen gewährleistet. Die Dienstaufsicht behielt der zuständige Superintendent. Die Arbeit geschah von Anfang an loyal und solidarisch mit dem Pastoralkolleg.<sup>13</sup> Ich empfand meine ansonsten in Organisation und Durchführung völlig selbständige Arbeit dabei nie als ein 3. Zentrum, sondern eher als eine Art „Außenstelle“ des Pastoralkollegs in Villigst.

3)Die Seelsorgebewegung wurde von Anfang an vom **Predigerseminar** unterstützt: Durch **dreiwöchige Seelsorge-Praktika** in verschiedenen Krankenhäusern sollte eine „Mini-KSA-Ausbildung“ ermöglicht werden<sup>14</sup>: Ulrich Wirth leitete sie ab 1980. Er war ebenfalls stark von Andriessen (Holland) geprägt und blieb mit diesem weiterhin auch dadurch verbunden, dass er mit dem Ephorus regelmäßig zu ihm zur Supervision fuhr. Am Projekt wirkten KrankenhauspfarrerInnen der Umgebung mit - wie z. B. Dr. König (Lippstadt), Wiegand (Schwerte) und ich (Hamm). Im Hintergrund stand das Modell der DGfP. Diese Praktika ermutigten manchen zu einer späteren Arbeit in Krankenhaus oder Altenheim, einige sogar zur Teilnahme an einem KSA-Kurs.<sup>15</sup> Gabriele Bleichroth führte diese Arbeit ab 1990 in Soest fort.

Als in den 80-er Jahren mehr Theologinnen und Theologen auf die Landeskirche zukamen als in den Gemeinden untergebracht werden konnten, vermittelte man sie vielfach an die Krankenhäuser und Altenheime. Der Vorteil war, dass nun Seelsorger kamen, die in gewisser Weise vorbereitet waren. Der Nachteil war, dass sie in der Regel noch jung und unerfahren waren. Da sie nun vor dem „Ernstfall“ standen, sorgte der Konvent für Krankenhauseelsorge für **einwöchige Einführungskurse in die Krankenhauseelsorge**, die ich mit einem Vorstandsmitglied einige Jahre lang unter Hinzuziehung von Referenten aus Pflege und Verwaltung des Ev. Krankenhauses Hamm in Haus Stentrop oder Villigst leitete. Sie hatten bewusst einen stark informativen Charakter. Arbeit an Gesprächsprotokollen stand anstelle von Praktikumsplätzen.

---

13 Das Landeskirchenamt erlaubte mir auf Antrag des Pastoralkollegs 1996 offiziell, jährlich nebenberuflich einen 6-Wochen-Kurs zu leiten. Der Kirchenkreisvorstand hatte bereits nach der Visitation von 1986 meinen Dienstauftrag um die Supervision innerhalb des Kirchenkreises Hamm erweitert.

14 Andere Landeskirchen boten im Predigerseminar sogar einen Fünf-Wochen-Kurs an, der zu Diskussionen führte, ob sie nicht wie ein Sechs-Wochen-Kurs auf eine Ausbildung zum Supervisor (DGfP) anerkannt werden könnten.

15 Von 1985 bis 1998 leitete ich acht solcher Kurse.

Unbegreiflich blieb, warum der Kirchenkreis Münster (Superintendent Marxmeier) in diesen Jahren nicht auf meinen Vorschlag einging, am Ort des großen Universitätsklinikums eine Möglichkeit für die KSA-Ausbildung zu schaffen.

Im Vergleich zur Rheinischen Kirche, die der Einbeziehung von Psychologie in die Seelsorge misstraute, war die EKvW eine der führenden Landeskirchen: durch das EKD-Institut in Bethel, das Pastoralkolleg in Villigst und das Predigerseminar. Sie wählte für das Seelsorgedezernat ab 1988 stets PfarrerInnen aus, die aus der Krankenhauseelsorge kamen, KSA-Kurse besucht hatten und so die Seelsorgebewegung in Westfalen fachkundig und aktiv unterstützten. Die Vermittlung nach außen war aber oft genau so schwer wie die nach innen. So verließ die Landeskirchenrätin Ilse Ernst ihren Posten 1992 schon nach nur vier Jahren. Immerhin entwickelte sie bereits Ansätze zur repräsentativeren Vertretung der Seelsorgebereiche Krankenhaus und Altenheim. Letzteres war bisher noch nicht in den Blick gekommen, obwohl die zu erwartende Zunahme von alten Menschen in der Gesellschaft bereits zu erkennen war und immer mehr Altenheime errichtet wurden.

4) Ein weiteres auch von mehreren Westfalen angenommenes *a u s w ä r t i g e s* Angebot, das deshalb hier mit aufgeführt werden soll, entstand ebenfalls Anfang der 70-er Jahre mit dem **Pastoralklinikum an der Medizinischen Hochschule Hannover** unter Leitung von dem ebenfalls vom holländischen Seelsorgemodell beeinflussten Hans Christoph Piper.<sup>16</sup> Er machte u. a. mit seinen Gesprächs- und Predigtanalysen von sich reden. Anfangs nahm er auch KrankenhauseelsorgerInnen auf, die keine theologische Ausbildung vorweisen konnten.<sup>17</sup>

### **Außenwirkung**

Nicht jeder begrüßte die sich so nach und nach ausbreitende Seelsorgebewegung. Besonderer Stein des Anstoßes wurde dabei die Klinische Seelsorgeausbildung (KSA).

Denn im sechswöchigen Leben miteinander wurden Stärken und Schwächen der Personen sichtbar, an denen „gearbeitet“ wurde: Wahrnehmungen in der Gruppe führten zusammen mit der Besprechung von aufgezeichneten Gesprächen und gehaltenen Predigten zu oft sehr harten Auseinandersetzungen, die in der Gruppe und begleitender Supervision nachgearbeitet wurden, so dass daraus dann meist noch ein Lerngewinn entstand. Das Ziel war: Person und Rolle in Einklang zu bringen.

Hier und da kam heraus, dass persönlichen Konflikte verdrängt wurden, die sich nachteilig auf die Arbeit auswirkten. Ihre Bearbeitung führte manchmal zu weitreichenden Entscheidungen: zum Wechsel der Pfarrstelle oder sogar zur Ehescheidung – auch bei einigen prominenten Supervisorinnen und Supervisoren... Auch von hier aus ist vielleicht verständlich, dass die Kirchenleitung die Seelsorgebewegung nicht nur wohlwollend, sondern gelegentlich auch kritisch bis skeptisch beobachtete. Die Entwicklung neuer Ansätze, die neue größere Freude an der Seelsorgearbeit wurde anfangs nur von wenigen Pfarrerinnen und Pfarrern erkannt und gewürdigt. Aber den Klienten kam sie jedenfalls zugute. Im Übrigen darf nicht unterschätzt werden, dass das Kursgeschehen nur für den verständlich war, der einmal an einem solchen Kurs teilgenommen hatte.

So reichten die Reaktionen von Bewunderung bis zur heftigen Ablehnung:

---

<sup>16</sup> Er hat u. a. auch das Praktikum des seelsorgerlichen Gesprächs von Faber/van der Schoot durch seine Übersetzung aus dem Holländischen für Deutsche zugänglich gemacht.

<sup>17</sup> Zu ihnen gehörte z. B. die Sozialarbeiterin Barbara Puhl, die im Rahmen eines kombinierten Auftrags des Kirchenkreises seit Ende der 70-er Jahre im Marienhospital Hamm arbeitete und soziale Anliegen der Patienten (auch vor Gericht) verfolgte wie auch die Seelsorge wahrnahm. Nach ihrem Ausscheiden wurde dort aber eine Pfarrstelle errichtet, die Frau Britta Sjöström-Proske übernahm.

Einige meinten, das Theologiestudium samt Vikariat reiche völlig für die seelsorgerliche Praxis. Die Frage einer Aus-, Fort- und Weiterbildung war ja erst in den Kinderschuhen. Und auch die Erwachsenenbildung hatte es anfangs noch schwer.

Einige fühlten sich in ihrer mehr oder weniger bewährten Praxis kritisiert. Galt doch schon eine Andacht im Haus (Krankenhaus, Altenheim usw.) als Seelsorge. Oder: Nach kurzem Kontaktgespräch ein tröstendes Bibelwort, dem Einzelnen zugesprochen. Dabei evtl. Hinterlassung einer kleinen Schrift. Unbestritten hatte ja schon das Erscheinen eines Seelsorgers etwas im weitesten Sinne Tröstendes.

Einige erkannten, dass in diesem Sinne Ausgebildete „mehr“ wussten und konnten – und waren neidisch.

Einige fürchteten, von den nun zunehmenden Spezialseelsorgern – mit in der Folgezeit neu errichteten Funktionspfarrstellen – „relativiert“ zu werden. Eine Diskussion über die Gemeindepfarrer im Gegenüber zu den „Funktionären“ begann. Zur Entschärfung diente u. a. eine Tagung in der Akademie Iserlohn am 29. 10. 1990 mit rund 40 Teilnehmern.<sup>18</sup>

Einige stellten enttäuscht fest, dass sie keine Vertretung oder Freistellung bekamen, um an solchen Kursen teilnehmen zu können.

Einige fürchteten, der Begegnung mit fachkundigen Kollegen, geschweige denn einem „wissenden Supervisor“ nicht gewachsen zu sein. In der Ambivalenz, Neues zu erfahren und ausprobieren zu können oder mit bisher Verdrängtem bedrohlich konfrontiert zu werden, siegte die eine oder andere Seite. Besonders stand ja das Selbstbild von Person und Rolle in Gesprächs- und Predigtanalysen auf dem Prüfstand!

Superintendenten mussten die Genehmigung erteilen. Die einen begrüßten die Bereitschaft zur Qualifizierung. Andere fürchteten einen tatsächlich gelegentlich anschließend stattfindenden Stellenwechsel und / oder sogar Ehescheidung.

In der theologischen Debatte fiel auf, dass Anhänger Karl Barths eher ablehnten, während Anhänger der Bultmann-Schule eher zustimmten. Die aus Amerika Zurückkehrenden nannten eher Paul Tillich als ihren Gewährsmann.<sup>19</sup>

Die Seelsorgebewegung brachte diese und ähnliche Auseinandersetzungen mit nach Westfalen: in die Pfarrhäuser, Pfarr-Konvente, Superintendenten-Konferenz und nicht zuletzt in die Kirchenleitung!

Was sie aber für einen Aufbruch bedeutete und welchen Segen sie für die vielen Einzelnen brachte, ist nicht messbar.

### **Supervision und Beratung der Seelsorgebewegung: Begriff, Träger und Betreiber**

In der Seelsorgebewegung tauchten als neue **Begriffe**: Supervision und SupervisorInnen auf. Die Begriffe „Seelsorge“ und „Supervision“ gingen dabei eine Zeitlang durcheinander, ja: „Supervision“ galt plötzlich als „neutraler“ und sogar „moderner“, wie das „geistliche Leben“ durch „Spiritualität“ ersetzt wurde. Im Unterschied zur Seelsorge geht es aber in der Supervision schwerpunktartig eher um Beratung als um Seelsorge. Dabei stehen dann klar definiert drei Bereiche im Brennpunkt: die Arbeits-, Lern- und Lebenslinie der SeelsorgerInnen.

---

<sup>18</sup> In den Impulsreferaten vertrat Pfarrerin Nicole Plath (Dortmund-Aplerbeck) die Position der Gemeindepfarrerin und ich die des Krankenhauspfarrers.

<sup>19</sup> Paul Tillich, Systematische Theologie und z. B. In der Tiefe ist Wahrheit.

Supervision konnte nun also von Pastorinnen und Pastoren aus Gemeinde und Funktion in Einzel- und Gruppensitzungen gehalten oder auch in Anspruch genommen werden. Zentren waren Bethel, Villigst, aber auch die Orte, an denen SupervisorInnen arbeiteten.

Einige Superintendenten reagierten nervös auf die Arbeit von Supervisoren, weil sie untereinander die Schweigepflicht teilten (z. B. in den Gesprächsanalysen, andererseits wie Ärzte und Schwestern bei Visite und Stationsbesprechungen) und mit ihren Klienten gelegentlich Dinge besprachen, die sich mit der Zuständigkeit des Superintendenten überschritten, oder sogar Konflikte mit ihm selber betrafen. Aufgrund besonderer Vereinbarungen wurden daher sogenannte „Dreiecksverträge“ geschaffen, in denen von Anfang an geklärt wurde, dass und welche Inhalte aus der Supervision mitgeteilt werden sollten.<sup>20</sup> Interessanterweise wurden von den 90-er Jahren an einige Supervisoren dann selber Superintendenten!<sup>21</sup>

In Erweiterung meines Dienstvertrages konnte ich den Zusatz „Supervisionsaufgaben im Kirchenkreis“ erwirken. Zu den Klienten gehörten: Pfarrerinnen und Pfarrer, Kindergärtnerinnen /Erzieherinnen; Schwestern der Sozialstationen und Schwestern der Intensiv-Station und der Frühförderstelle am Ev. Krankenhaus sowie das Team eines Übergangwohnheimes des Friedrich-Wilhelm-Stifts in Bockum-Hövel. Ferner ermöglichte mir die Seelsorgebewegung, Vorträge in verschiedenen Gemeindeguppen zu halten, einen Besuchskreis des Krankenhauses in Bockum-Hövel zu begleiten und ab 1989 Mitarbeiter des in Hamm entstehenden Hospizes nach eigenem Curriculum auszubilden.

Die Ev. Kirche von Westfalen tat sich allerdings anfangs schwer, den **Konvent für Krankenhausseelsorge** anzuerkennen, obwohl sich dort die haupt- und nebenamtlichen KrankenhausseelsorgerInnen jährlich zu einer mehrtägigen Fortbildungs- und Austauschtagung unter fachkundiger Leitung und anregenden Referentinnen und Referenten trafen. Auch hier war das wachsende Interesse an der KSA nach dem Modell der DGfP zu spüren. Es ist z. B. kein Zufall, dass der Konvent zu Anfang der Seelsorgebewegung in den 70-er Jahren zunächst Johannes Wellmer und danach Dr. Hermann Eberhardt zu Vorsitzenden gewählt hat. Auch in den Regionen bildeten sich unter der steigenden Zahl der Krankenhausseelsorgerinnen und –Seelsorger kleinere Konvente zu gegenseitigem Austausch und zur Fortbildung.<sup>22</sup> Und hier sammelten sich u. a. jene, die bereits an Kursen teilgenommen hatten. Landeskirchenrätin Christel Schibilsky (aus Hamm!), ehemalige Krankenhausseelsorgerin und sogar langjährige Vorsitzende des Konventes für Krankenhausseelsorge, hatte offenbar beim Rat der Landeskirche keine Zustimmung erwirken können.

Zur Seelsorgebewegung im weiteren Sinne gehörten auch die in größeren Städten Westfalens eingerichteten Stellen für **Ehe-, Lebens- und Familienberatung**, deren Schwerpunkt auf der Beratung lag. Beispielhaft zu nennen sind hier Siegen (Dipl. Psych. Pfarrer Dr. Gernot Czell) und Hagen (Dipl.-Psychologin Hoppe). Nicht zu vergessen ist die vielfältige Beratungs – und teils auch Seelsorgearbeit – in den Einrichtungen der westfälischen Diakonie. Hier arbeiteten hauptsächlich Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter. In der Sorge, dass in dieser Richtung der kirchliche Auftrag hinter psychologischen Wahrnehmungsmustern zurückstehen könnte, schuf Präses Dr. Reiss jährliche Zusammenkünfte in der Ev. Akademie, die auch Präses Linnemann fortführte. Hier lernte man einander kennen und besser ver-

---

20 Ich habe mich trotz persönlicher Nachteile weder hieran noch an dem „Assessment-Verfahren“ beteiligt.

21 Sie wechselten in gewisser Beziehung von der Schiene der Seelsorge auf die Schiene der „Macht“: Dieter Wentzek, Lembke, König und Ilse Ernst wurde Landeskirchenrätin.

22 In Hamm bilde ich nach einer Empfehlung der Visitation von Präses Linnemann 1986 einen „Arbeitskreis für Krankenhausseelsorge“, den wir später „Regionalkonvent für Krankenhausseelsorge“ nennen. Ich unternahm auch einen Anlauf, die verschiedenen SupervisorInnen in Hamm (z. B. Kindergartenarbeit und Telefonseelsorge) an einen Tisch zu bringen, der aber nur zweimal gelang und mangels Interesse eingestellt wurde.

stehen. Aber es blieb deutlich, dass die Beratungsstellen keinem Verkündigungsauftrag nachkommen und auch keine Seelsorge im engeren Sinne betreiben wollten. Sie nahmen für sich in Anspruch, was in der Telefonseelsorge schon lange galt: Sie wollten den Klienten helfen, einen eigenen Weg aus einer aktuellen Krise zu finden – nicht mehr, aber auch nicht weniger. Das Gemeinsame war: Auch sie arbeiteten Klienten-zentriert.

Das stieß bei denen auf Zustimmung, die ohnehin meinten, Seelsorge müsse am Ende in Diakonie überführt werden. Das aber war in der Seelsorgebewegung gerade nicht gemeint!

Das Interesse an einer Seelsorgeausbildung wuchs. Ein **eigenes Modell der Seelsorgeberatung in der EKvW** wurde in Anlehnung an die Standards der DGfP entwickelt. Befähigungsziele waren:

1. Leitung einer Gruppe zur Begleitung seelsorgerlicher Arbeit
2. Begleitung Einzelner bei schwierigen Seelsorgefällen
3. Beratung kirchlicher Mitarbeiter im seelsorgerlichen und psychologischen Bereich
4. Fortbildung von Laiengruppen zu Besuchsdiensten.<sup>23</sup>

Die **Landessynode** trug der Entwicklung auch dadurch Rechnung, dass sie einen eigenen **Ausschuss für Seelsorge und Beratung** einrichtete, in dem Miethner und Wellmer mit Landeskirchenrat Senn und seinem Nachfolger Marxmeier für viele entscheidende Weichenstellungen sorgten. Da die Landeskirche die Ausbildung finanziell unterstützen wollte, benötigte sie eine Gewähr für den erfolgreichen Abschluss der Ausbildung. Während sie sich zunächst auf Empfehlungen von Johannes Wellmer dank seiner reichen Personenkenntnis stützte, wurde 1986 ein **Zulassungsausschuss zur Weiterbildung für Seelsorgeberatung der EKvW** eingerichtet. Die Landeskirche hielt sich fast immer an dessen Entscheidungen. Dieser tagte regelmäßig von 1986 bis 1993 und wurde 1995 aufgelöst. Denn die DGfP hatte inzwischen - nicht zuletzt unter Einarbeitung des westfälischen Curriculums (!) - ein eigenes für Gemeindeberater (DGfP) mit eigenem Zulassungsverfahren entwickelt. Deren positiver Entscheid genügte der Landeskirche für ihre Entscheidung.<sup>24</sup>

Bald gab es auch in Westfalen eine Schar von anerkannten **Supervisorinnen und Supervisoren**, die ihre langjährige und stark über die Arbeit an der Person gehende Ausbildung erfolgreich absolvierten: Reinhard Miethner, Johannes Wellmer, Dr. Hermann Eberhardt, Ilse Ernst, Ulrich Wirth, Bouke von Waldhausen, Reiner Stephany und Barbara Wiemann. Wir übernahmen auch gelegentlich die kollegiale Co-Supervision. Ständige Co-Supervisorin in Villigst war Annette Alberts. Weitere Co-SupervisorInnen kamen von außerhalb. Erfahrungen aus der westfälischen Seelsorgebewegung strahlten auf diese Weise auch in andere Landeskirchen aus.

Die aufgeführten SupervisorInnen trafen sich regelmäßig zur Verabredung von Vorhaben. Bald wurden auch hinzugeladen, die eine Supervisorenausbildung begannen. Aus diesem anwachsenden Kreis entwickelte sich schließlich der **Konvent für Supervision in der EKvW** mit einem eigenen Leitungskreis, dem auch ich zeitweise angehörte. Der Konvent rang aber ebenso um seine Anerkennung durch die Landeskirche wie der Konvent für Krankenhauseelsorge... Neben fachlichem Austausch stand vor allem die Weiterentwicklung des Supervisionsangebots in Westfalen auf dem Programm. Zunächst war es ein Angebot für Pfarrer als Einzelne, dann auch in Gruppen. Je mehr Supervisorinnen und Supervisoren es gab, konnte es so nach und nach auch auf kirchliche Mitarbeiter ausgeweitet werden. Die Liste der Mitglieder wurde immer umfangreicher. Ihre Anerkennung hatten sie bei den verschiedensten Ausbildungsträgern erhalten.<sup>25</sup>

---

23 Leitlinien zur Weiterbildung für Seelsorgeberatung in der EKvW (Stand: 1986).

24 Das Auflösungsprotokoll vom 19.1.1995 trägt die Unterschriften von: H. Flender, J. Kratzenstein, R. Stephany, J. Wellmer, B. Wiemann und U. Wirth. Weitere Mitglieder waren: B von Waldhausen, S. Brinkmann, H. Eberhardt, H. Flender, J. Kratzenstein und H.-D. Wiemann.



Heute kann das Institut für Aus-, Fort- und Weiterbildung daher ein breitgefächertes Angebot von in verschiedenster Richtung befähigten Beraterinnen und Beratern machen.

Am Ende meiner Amtszeit konnte ich 1998 konstatieren, dass die Psychologie mit ihren wertvollen Ergebnissen Eingang und Verwendung in die Seelsorge der EKvW gefunden hat, wie es in der Pädagogik bereits Jahre früher der Fall war. Aus dem Entweder-Oder ist ein Sowohl-als-Auch geworden.

Daneben hat es ja seit den 50-er Jahren von Kassel (Stange) ausgehend den Aufbau der **Telefonseelsorge** gegeben. Ihr weites Seelsorgeverständnis war ein hilfreicher Hintergrund für die kämpferischen Auseinandersetzungen in der Seelsorgeausbildung.<sup>26</sup>

Andere Seelsorgemodelle, die damals nicht von der Landeskirche unterstützt wurden, werden hier nicht aufgeführt, obwohl es sie in und für Westfalen gibt, wie sie z. B. seit 1987 von der **Fachgesellschaft BTS Biblisch-therapeutische Seelsorge** angeboten und von der Freikirche bevorzugt wird.

#### **Positive Auswirkungen der Seelsorgebewegung:**

- Die Qualifikation und Aufwertung der Seelsorge in den verschiedenen kirchlichen Arbeitsfeldern, insbesondere in den Krankenhäusern, Altenheimen u. ä. Bei Stellenausschreibungen wird heutzutage in der Regel eine derartige Ausbildung oder die Bereitschaft dazu erwartet.
- Supervision für haupt-, neben- und ehrenamtlichen kirchlichen Mitarbeiter.
- Interesse an Vorträgen über Seelsorge in verschiedenen Gemeindekreisen.
  
- Einfluss auf die Ausbildung von Ehrenamtlichen in der Telefonseelsorge, Beratungseinrichtungen, Grünen Damen und Herren, in der Hospizarbeit, bei gemeindlichen Besuchsdiensten usw.

#### **Zusammenfassung**

Die EKvW gehört zu den ersten Landeskirchen der Bundesrepublik, die sich der Seelsorgebewegung geöffnet hat. Neben dem Institut der EKD in Bethel verfügte sie im Pastoralkolleg in Villigst und im Predigerseminar in Soest über mehrere Ausbildungsstätten. Sie ermöglichte – auch mit finanzieller Unterstützung – vielen Pfarrerinnen und Pfarrern die Aus-, Fort- und Weiterbildung in der Seelsorge. Zu den vielen Möglichkeiten gehörten nach dem eigenen westfälischen Modell der Gemeindeberatung vor allem die Kurse der Klinischen Seelsorge Ausbildung (KSA) bei der DGfP und die Supervisorenausbildung bei den verschiedenen Fachverbänden. Über die Seelsorgebewegung im engeren Sinne förderte sie den Bereich der Beratung durch eigene Beratungsstellen. Auch hier wurde Psychologie für die Arbeit fruchtbar gemacht.

Kirche wird in der Öffentlichkeit neben ihren Gottesdiensten hauptsächlich in den Feldern Diakonie und Seelsorge wahrgenommen. Als neuer enthusiastisch unterstützter Bereich ist neuerdings auch die Notfallseelsorge dazugekommen.<sup>27</sup>

---

25 In den 90-er Jahren waren es z. B.: DGSV, DGfP, DGPP, DVG, EKFUL, FPE, TZI, WILL, Telefonseelsorge...

26 Ich gehöre zu den Mitbegründern der Telefonseelsorge Gießen-Marburg-Wetzlar.

27 In Hamm ist es dem nimmermüden Einsatz des damaligen Leiters der Feuerwehr zu verdanken, dass – nach mehrmaligen Anläufen – eine Liste von ev. und kath. PfarrerInnen aufgestellt werden konnte, die im Notfall (damals noch ohne spezielle Schulung) als Ansprechpartner galten. Für die ev. Seite war es Ulrich Conrad und danach Michael Bethge.